

Heiteres von dem Parnass

Autor(en): **Billo, A.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 14

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748143>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heiteres von dem Parnaß.

Von A. F. Viljo.



Lange bevor Stephan George in Höhlen herum Einsiedlerei und Lyrik trieb und die Allmodernsten beim Absinth ihre Satzzeichenromane und Gedankenstrichgedichte ausbrüteten, hatten die Poeten ihre Marotten. Die feinfühligsten Griechen von den sensibelsten Athenerempfindungen und die stärker besaiteten Römer von spartanischen Gepflogenheiten — alle hatten sie dieselben Launen und Bräuche. Oder Mißbräuche. Duns Scotus, der große Duns Scotus, der auch da noch helle sah, wo alle andern Menschen überhaupt nichts mehr sahen, gelangte zu der Meinung, die seines Lebens einzige blieb: die Poeten seien insgesamt wichtige Leute. Und er legte an diesen Begriff sein Maß, also daß er bedeutete: gefährlich, frivol, freigeistig. Diese Idee traktierte Duns Scotus in langen, steifen Bänden, genau wie Zola die Heimsuchung der Kinder in Sachen der Sünden ihrer Väter viele Bände hindurch führte: durch die Langweiligkeiten seiner Pariser Conciergenromane.

Ein Poet ist und bleibt ein gefährlicher Freigeist und ein übler Verbreiter loser Sprüche und Sentenzen, weshalb Boileau fragt: „A quoi bon mettre au jour tous ces discours frivoles et ces riens enfermés dans de grandes paroles?“ Wenn wenigstens ein jeglicher so geschickt sein wollte, wie jener komische Poet von Camire auf Rhodos, der seine Gedichte zu den Würzkrämern schickte, Pfeffer und Zimmt hineinzuwickeln, wenn sie dem Volke nicht gefallen hatten! Dieser demütige, bescheidene, selbstkritische Lyriker hieß Anaxandrides und ist seines Zeichens nicht, wohl aber dieser Gepflogenheiten der einzige geblieben. Denn im übrigen waren die Dichter wie heute von einem Pfauenschweif von Ansprüchen umgeben und ebenso berechnend. Sie luden, sofern in zierlichen Versen ein Poem geschrieben war, die besten Freunde per Cozidille oder per Libellen zu sich ein und schrieben kurz und schlicht: „Komm heute Abend da und da hin und hör' mich etwas vorlesen.“ So überliefert Epiktet, ein Mann der Zuverlässigkeit. Oder der Dichter lud das Volk öffentlich in einen Hörsaal ein und las sein Werk im Tempel des Apollo, im Athenaeum, im Capitol, im Forum, oder in einem schönen Thornwalde, zuweilen sogar in den Bädern, wie das Kaiser Claudius zu tun liebte. In prächtigen Kleidern: Purpurrock mit goldenen Fransen, traten die Arkadier auf, oftmals hoch zu Roß, einen Teil ihrer Schöpfung deklamierend. Die Armwürfe wirkten auch damals, wie heute, zum Erfolge mit. Auch der Publikus war derselbe. Sueton erzählt von einem dicken Herrn, der an der ergreifendsten Stelle der Lesung schlafend vom

Sitze fiel und viele Bänke zerbrach. Mit dem Erfolge mochten die Dichter in jenen Zeiten wohl zufriedener sein, als heute, wenn auch die Honorare nicht klingend ausbezahlt wurden. Das dankbare Publikum stand auf, hob die Hände in die Höhe und klatschte Beifall. Bisweilen auch küßte man den Poeten, dem man Ehrung geschehen lassen wollte. Plinius küßte voller Inbrunst den jungen Calpurnius, als dieser seine entzückenden Lieder las. Überhaupt zielten alle Dichter nach Küßen mehr, als nach Lorbeeren oder Eichenkränzen. Martial schrieb seinem Werke voraus: „tum basia captas“. Und derselbige Schwerenöter gesteht triumphierend (Lib. I. 77): „Um unsere Pulte und Sitze rauscht und schmagt es von Küßen.“ Schade um solche Sitten. Unsere Dichter würden viel lieber und öfter auftreten, wenn solche liebenswürdige Bräuche noch Gewohnheit wären. Und den Backfischchen und jungen Damen könnte es trefflich passen, ihr Lob dem Verehrten dergestalt zu bekunden. Sie sind bei den Vorlesungen der Poeten oder über Poeten sowieso — die meisten und empfindsamsten. Alsdann sollten weder Rezitatoren noch Dichter mehr über schlechte Honorare klagen, wosonsten ihnen Lafontaine zuriefe, und mit Grund und Recht: „Cesse donc de te plaindre; ou bien, pour te punir, je t’ôterai ton plumage“. Und trotz allen Prunkes, trotz aller pompösen Inszenesetzung, waren die Vorleser recht bescheiden. Seneca erzählt zum Erstaunen, daß von Zeit zu Zeit gute, gediegene Exemplare von lyrischen Rednern ihren Vortrag mit dem unterwürfigen *desinam si vultis* unterbrochen haben. O der Bescheidenheit! Daß doch auch zu unsern Zeiten, die ja viel schnellatmiger und kurzlebiger geworden sind, dieses *desinam si vultis* etwas mehr zu vernehmen wäre! Daß, abgesehen davon, die Fehler unserer Tage auch die Laster der Alten waren, geht deutlich daraus hervor, daß in puncto Reklame die römischen Rezitatoren etliches zu leisten verstanden. Man sandte Libelle oder *Cozidille*. Zeitungen gab es damals noch nicht. Aber wer es hatte und vermochte, wußte gleichwohl dem Beifall aufzuhelfen. Er suchte seine Zuhörer durch Geschenke und öftere Diners mild und versöhnlich zu stimmen. Horaz gibt in seiner *ars poetica* ein deutliches Bild, das der Herr Professor Gottsched in trefflicher Weise verdeutscht hat und zwar zuversichtlich nicht bloß aus Sprachübung:

„So wie der Makler sonst das Volk, das ihn umringt,
Zu der verlegnen Waar' in einen Klumpen zwingt,
So lockt ein Dichter oft die Schmeichler seiner Künste,
Weil er begütert ist, zum schändlichen Gewinste.“

Schlimmer noch! Diese gewissenlosen Vorleser und Dichter hielten sich regelrechte *Claqueure* in Gold, die sie auch ihren Freunden aus Gefälligkeit ausliehen. Juvenal verrät uns diese Sünden. Sogar der ernsthafte Plinius kaufte sich seine *Nomenclatores*, die atemlos „pulchre, bene,

recte!“ schrien. Und spätlateinisch wurde noch der Mesochoros eingestellt, ein Mensch, der bei schönen Stellen aufstand und das Zeichen zum Beifall gab, wie das heute noch in Zirkustempeln Brauch und Unsitte ist. Da waren die Griechen vornehmer! Man weiß aus Pindar, daß die Sänger bei den heiligen Kämpfen, den Wettstreiten, auftraten. Und zwar bei allen: den Olympischen, Pythischen, Nemäischen und Isthmischen. Ihre Belohnung war eine Krone aus Epheu, und zwar aus dem, der safrangelben Samen hat, wie Plinius meldet. Oder sie wurden mit Lorbeeren und Myrten gekrönt, erhielten außerdem Ehrenstellen, öffentlichen Dank, Purpur, Getreide, Gastrecht, Präsidialstellen, Zollfreiheit und — das Recht, sich eherne Säulen setzen zu lassen. Das hört sich fast an wie eine Andeutung von Denkmälern, die auf eigene Kosten bei Lebzeiten errichtet wurden, eine Praxis, die auch heute noch bequem und billig liegen würde. Dem besten Sänger wurde anfänglich ein Boß zur Belohnung gegeben, weshalb diese Lieder allmählig Tragödien geheißten wurden. Horaz spottet darum auch über den Erfinder der Tragödie: „Carmines qui tragico vili certavit ob hircum.“ (Einer, der mit tragischem Gesang als edeln Lohn den schlechten Boß errang.)

Welch ergreifende Wirkung würde heutzutage ein solcher Usus auf der Bühne haben! Unsere besten Dichter bekämen Böcke zum Geschenk, unsere Rezitatoren würden geküßt und durch Ziegenböcke ausgezeichnet! Das Bild wäre erhebend. Man soll mit den alten Bräuchen nicht so übereilt abfahren, ehe man eindrucksvollere und treffendere findet. Es macht heutzutage manches Lied und Drama Boßsprünge genug, um an sein Ehrentier zu erinnern, und ferner: gar manches Gedicht und manche Tragödie der modernen Literatur ist wohl nicht einmal einen Boß wert. Und wenn die neuzeitigen Lyriker und Dramatiker lachen auf die alten, tun sie erst noch unbescheiden, denn gar manchem könnte man vorhalten: „Mais lui qui fait ici le Régent du Parnasse, n'est qu'un gueux revêtu des dépouilles d'Horace“. Oder, wie Lipsius sagt: „laurigeri multi, pauci Phoebi“. Viele tragen den Lorbeer, doch wenige sind Poeten....

